

PETER ANDERS

WAS VOM TODE
ÜBRIG BLEIBT

EIN TATORTREINIGER
BERICHTET

HEYNE <
EBOOKS

die mit ihren Händen was anfangen können, Leute, die wissen, wie etwas funktioniert, wie man es repariert oder zerlegt oder umfunktioniert. Also lernte ich zunächst den Beruf des Kraftfahrzeugmechanikers. Und damit bewarb ich mich 1987 bei der Berufsfeuerwehr. Ich wurde auch prompt genommen. Und nach drei Jahren sattelte ich die Ausbildung zum Rettungsassistenten drauf. Wohin es mich später verschlagen sollte, konnte man da schon ein wenig ahnen: Denn der schönste Tag meiner Ausbildung war für mich der Besuch in der Rechtsmedizin.

Letztlich dient dieser Teil der Ausbildung dazu, einmal einen Menschen von innen zu sehen, sonst ist das ja alles sehr graue Theorie. Und in der Rechtsmedizin geht es schon etwas rustikal zu, das ist keine Schönheitsklinik, die Mediziner dort sind relativ sachlich, da wird der Mensch mitunter komplett ausgehöhlt, dann wird alles wieder reingesteckt, mit etwas Zeitungspapier ausgestopft und mit einer Paketschnur zugenäht. Das schaut manchmal recht bizarr aus.

Uns angehenden Rettungsassistenten haben sie drei Fälle gezeigt. Der erste waren zwei Menschen, die bei einem Verkehrsunfall verbrannt sind. Ein Müll-Laster war an einem Stauende auf einen Pkw aufgefahren, und der Pkw war in Brand geraten. Hier wollten Polizei und Staatsanwalt herausfinden, ob die Opfer nach dem Aufprall noch gelebt hatten – also ob der Aufprall Todesursache gewesen war oder die Flammen. Beantworten kann man diese Frage nur nach einem Blick in die Lunge, denn wer tot ist, atmet nichts mehr ein. War die Lunge rußfrei, mussten die beiden vor dem Brand gestorben sein, war sie verrußt, hatten sie den Brand noch zumindest atmend mitbekommen, wenn auch vielleicht nicht mehr bei Bewusstsein. Wir standen direkt daneben, haben auch ein bisschen mitgeholfen, wie sie die Körper öffneten, den Brustkorb, wie sie in die Lunge guckten und dann zu dem Schluss kamen: Das Feuer war's.

Schon zu diesem Zeitpunkt ging es einigen aus dem Kurs nicht besonders gut, aber ich war total fasziniert. Wie eine Lunge aussieht, wie das Gehirn aussieht, leibhaftig, das hätte ich ewig ansehen können. Als Nächstes kam ein ähnliches Problem wie bei den Brandopfern vom Unfall zuvor, aber ein Mordfall. Ein Mann war tot mit dem Kopf in einer Toilettenschüssel aufgefunden worden, und die Frage war hier: War er im Toilettenwasser ertrunken oder schon vorher tot? Anschließend wurde ein alter Mann hereingeschoben, der stark aufgedunsen war, eine lange liegende Leiche, eine, die aus einer der Wohnungen hätte stammen können, die ich heute reinige.

Ich konnte mich gar nicht sattsehen. Jedes Mal ein neues Schicksal, eine neue Geschichte, und zusätzlich konnte ich etwas in aller Ruhe betrachten, was ich unter normalen Umständen nie oder nur relativ kurz sehen würde, weil ich mich als Rettungsassistent noch um so viel anderes zu kümmern habe. Zudem faszinierte mich dieser professionelle Umgang mit etwas, das man sonst nur mit viel Distanz behandelt. Die Rechtsmediziner nahmen zum Beispiel beim Kopf das Skalpell, machten einen sauberen Schnitt über die Stirn von Ohr zu Ohr, dann klappten sie die Kopfschwarte hinten und vorne hinunter wie bei einer Banane. Anschließend sägten sie mit einem ganz feinen Alleschneider, einer Art winziger Kreissäge, einmal rundherum um den Schädel, aber nicht ganz durch den Knochen, damit sie das Gehirn darunter nicht beschädigten – das wollten sie ja untersuchen. Darum nahmen sie, nachdem sie diese Sollbruchstelle rund um den Kopf gefräst hatten, einen Hammer und einen Meißel, setzten einmal an der richtigen Stelle an und– plopp!– hatten sie die Schädelkalotte in der Hand, für Nichtmediziner: den Deckel. Dann nahmen sie so eine Art Spargelstecher, mit dem holten sie das Gehirn samt dem verlängerten Rückenmark in einem Griff raus. Und für die abschließende Gewebeprobe, die ja von jedem ihrer Kunden dort aufgehoben wird, schnitten sie mit einem superscharfen Messer aus diesem

Gehirn eine schöne, gleichmäßig dünne Scheibe raus. Von Hand übrigens, nicht mit einem Elektromesser. Und diese Proben gibt's nicht nur vom Gehirn, auch Lunge, Leber und Herz werden aufgehoben, und bei einer Darmprobe wird der Darm ausgepresst wie eine Weißwurst und etwas vom Inhalt aufgehoben. Falls man später einmal neue Untersuchungsmethoden entwickelt, mit denen man aus diesen Proben neue Erkenntnisse gewinnen kann. So sah es für mich jedenfalls aus; Rechtsmedizinern stehen bei meiner Beschreibung vielleicht die Haare zu Berge. Ich jedenfalls hätte da tagelang zusehen können und den Mitarbeitern Löcher in den Bauch fragen. Mein Ausbilder hat schon gesagt: »Tuat's den Anders von der Leiche weg, sonst schlüpft er noch rein...«

In die Leiche würde ich natürlich nicht schlüpfen. Aber ich will die Zusammenhänge begreifen. Ich will wissen, was wo ist, wo alles in welchem Zustand sein soll und was passiert, wenn das nicht so ist. Die Rechtsmedizin ist für mich etwas Ähnliches wie die Sendung mit der Maus. Wie funktioniert der Mensch? Und das ist ja auch nicht Selbstzweck: Bei den Einsätzen als Rettungsassistent kann ich mich nicht erinnern, dass sich jemand einmal beschwert hätte, weil ich zu wenig über sein Innenleben weiß.

Diese Herangehensweise klingt vielleicht für manche arg handwerklich, fast herzlos, aber ich bin der festen Überzeugung, dass wir gerade bei den Chirurgen mehr Handwerk brauchen. Rettungsassistenten sind öfter zu Gast in Operationssälen, damit sie beispielsweise lernen, wie man intubiert. Da sieht man manchmal Ärzte herumhantieren, dass einem als gewissenhafter Handwerker schlecht wird. Das muss wirklich nicht sein, finde ich. Bei uns muss ein Arzt immer alles können, dabei ist das völliger Unsinn. Wer in der Medizin richtige Diagnosen stellen und erklären kann, aber nicht gut operiert, der soll die Patienten betreuen und beraten, und im OP kann dann der schweigsamste, unfreundlichste Stoffel stehen, der dafür feinmechanisch ein absolutes Ass ist und künstliche

Hüftgelenke einsetzt wie der Mechaniker vom Michael Schumacher Motorventile. Und wenn der Patient aufwacht, kann ihn dann ja wieder der freundliche Doktor mit den zwei linken Händen betreuen. Wenn ich einen bestimmten Notarzt fahre, sagt der oft zu mir: »Intubier du mal, du kannst das besser, du machst das öfter.« Ist ja in Ordnung, weil ich es tatsächlich öfter mache als er. Mich freut das Kompliment, ich intubiere gern und entsprechend sicher, und er trifft dafür andere und wichtigere Entscheidungen.

Ich gehe auch heute noch mit Vergnügen in die Rechtsmedizin, um was Neues zu lernen. Weil ich inzwischen Lehr-Rettungsassistent bin und die Themen für die Ausbildung mit auswählen kann, begleite ich meine Schützlinge dorthin. Ich spreche mit den Rechtsmedizinern, mache einen Termin aus, und dann kommen wir mit der ganzen Gruppe zu Besuch. Ich bin auch nach dem Vortrag immer noch der, der am längsten Fragen stellt, während die Auszubildenden schon entweder bewusstlos oder eingeschlafen sind. Auf jeden Fall kann man jetzt vielleicht ganz gut nachvollziehen, warum ich mich so ärgere, dass ich 2003 diese »Körperwelten«-Ausstellung in München verpasst habe, von diesem Professor, der die Toten in Plastik taucht und aufklappt wie ein 3D-Bilderbuch. Faszinierend!

Ich bin letzten Endes also tatsächlich Rettungsassistent geworden, und dabei hätte es von mir aus schon bleiben können und auch sollen. Mit Rettungsassistent und Feuerwehrmann waren schon mal 90 Prozent meiner Träume erfüllt. Und sind es eigentlich auch heute noch. Das können manche Leute gar nicht glauben, wenn ich es ihnen erzähle: dass ich noch immer so aufgeregt und begeistert bin wie vor jetzt fast 20 Jahren, wenn ich in den Feuerwehrwagen steige und das Blaulicht einschalte. Das ist einfach ein sensationelles Gefühl: Man saust durch die Stadt, links und rechts weichen alle aus, man hat die ungeteilte Aufmerksamkeit, mehr Mr Wichtig kann man gar nicht sein. Ich war damals absoluter Feuerwehrjunkie, ich

war hauptberuflich in München, ehrenamtlich in Garching und nebenher bin ich auch noch gelegentlich Rettungsdienst für die BRK-Wache in Eching gefahren. Mein Leben war praktisch rund um die Uhr: Feuerwehr und Rettungsdienst. Und ich fand es schade um jeden Einsatz, bei dem ich nicht dabei war, als würde ich dann ganz bestimmt das Abenteuer meines Lebens verpassen. Es fällt mir übrigens auch heute noch schwer, irgendeinen Einsatz nicht mitzumachen. Ich war also glücklich und mit schön viel Feuerwehrerei versorgt, bis dieses Fax kam.

Das muss etwa 1997 gewesen sein. In diesem Fax stand, dass irgendwo in Deutschland ein Schädlingsbekämpfer eine Freiwillige Feuerwehr erfolgreich auf Unterlassung und Schadensersatz verklagt hatte, weil sie ein Wespennest beseitigt hatte. Das bedeutete, dass das mittelfristig auch für uns gelten würde. Im Prinzip ist das auch sehr vernünftig: Wenn in der Nähe ohnehin ein Schädlingsbekämpfer arbeitet, muss die Feuerwehr nicht eingreifen– außer, wenn akut Gefahr droht. Wir öffnen ja auch nur dann Türen, wenn eine Notsituation eingetreten ist oder befürchtet wird. Ansonsten sagen wir Anrufern: »Ja, das ist für Sie zwar unangenehm, aber dafür haben Sie in Ihrer Stadt einen Schlüsseldienst. Und der kommt rund um die Uhr.« Jetzt ist ein Wespennest zwar nicht angenehm, aber auch nicht jedes Mal eine schlimme Bedrohung: Man kann den Leuten in den meisten Fällen also durchaus zumuten, dass sie die Fenster in ihrer Wohnung schließen, bis der Schädlingsbekämpfer bei ihnen eintrifft– was er übrigens häufig genauso rund um die Uhr macht wie der Schlüsselkollege.

Im Sommer gibt es jede Menge Wespen, und ich wusste aus eigener Erfahrung bei der Feuerwehr, dass sehr oft das Anstrengendste bei dieser Arbeit die Anfahrt ist. Dieses Geschäft habe ich den Profis nicht gegönnt, zumal ich ja nicht weniger Profi bin als die. Außerdem ist es ein schönes Gefühl, Wespen zu entfernen: Die Leute sind oft sehr beunruhigt, sehr besorgt, und wenn ich dann komme und die